

DIE FACKEL

Nr. 155

WIEN, 24. FEBRUAR 1904

V. JAHR

[Die Wucherer als Justizhelfer]

Es ist sehr löblich, daß als prompte Illustration zu dem Wucher—Artikel in Nr. 154 der 'Fackel' der Prozeß *Zinner* aufgeführt wurde. Herr Pollak, der Anwalt des Staates, erklärte, daß auch an Verbrechern ein Verbrechen verübt werden könne. Das ist unbestreitbar. Wann aber kommen endlich die Prozesse gegen die — Verbrecher an die Reihe? Eine sympathische »Rechtsfindung«, um die Staatsanwälte und Wucherer in freundschaftlichem Einvernehmen bemüht sind! Herr Zinner mag das unsauberste Individuum sein, das je die Anklagebank gedrückt hat: der Gesellschaft wäre noch immer besser gedient, wenn man den Schädiger der Wucherer laufen ließe und sich seiner als Zeugen gegen die Zeugen bediente. Herr Zinner, der ihnen ethisch ebenbürtig und intellektuell gewachsen war, verdankt ihnen bloß eine Kerkerstrafe. Aber so manchem Opfer ihrer Erpressertücken haben sie den Revolver in die Hand gedrückt. Unsere Wucherer sind nicht in Polizeifurcht aufgewachsen. Erinnert sich jener Sicherheitsbeamte, der gern außeramtlich interveniert, wie er einst in Gegenwart einer Rotte »Geschädigter« einen ehrenhaften jungen Gelehrten etwa eine Stunde vor dessen Selbstmord gedemütigt hat? ... Die Staatsanwaltschaft sollte doch endlich wieder die Agenden an sich nehmen, die allzulange schon im übertragenen Wirkungskreis die 'Fackel' verrichten mußte. Ich wurde schamrot, als die Behörde jene Musikerswitwe, der von Privatdetektivs ein den Kapellmeister Ziehrer belastendes Manuskript herausgelockt wurde, an die 'Fackel' wies. Und nun laufen bei mir täglich Anzeigen gegen Wucherer ein: »Ihrer freundlichen Aufmerksamkeit sei die Agentenbande Soundso in dem und jenem Kaffeehause empfohlen. Sie würden sich den Dank vieler Betrogenen erwerben.« Ja, ich kann doch niemanden verhaften? Könnte ich's, so manche Tafel im Hause eines Wucherers würde plötzlich aufgehoben und — so manchen Staatsanwalt und Polizeibeamten ließe ich von dort abführen.

* * *

[Die Ritualmordmache]

»Über 1150 Gramm Blut fehlen«. So konstatiert das 'Deutsche Volksblatt' mit Befriedigung. In Prag wurde ein junges Mädchen ermordet, und der Herr, der im Wiener Antisemitenblatt das Blutreferat innehat, ist bereits zur Stelle. Ein Lustmord ist natürlich ausgeschlossen. Und schon wird auch beobachtet, wie sich »der Bevölkerung eine große Aufregung bemächtigt«. ... Na, nur keine Übertreibungen! Das Volk hat gegenwärtig dringendere Sorgen und dürfte selbst durch ein Abonnement auf das 'Deutsche Volksblatt' nicht mehr auf jenes geistige Niveau hinunterzudrücken sein, auf dem ein Interesse für den »Ritualmord« und verwandte Fragen erst möglich ist. In Prag schließt schon der mit gemischtsprachigen Straßentafeln verhängte politische Hori-

zont die Lösung solcher Probleme aus ... Viel wichtiger aber ist jetzt, zu vermeiden, daß sich eines andern Bevölkerungsteiles »große Aufregung« bemächtigt. Man sollte meinen, daß die Juden endlich einmal die ihnen zugeschriebene Klugheit beweisen, auf den alten Schwindel nicht mehr hereinfallen und sich im Stillen freuen werden, daß der Antisemitismus seine wirtschaftliche Mission aufgegeben und in vollkommener Vertrottelung sich ins Ausgedinge der Ritualscherze zurückgezogen hat. Hoffentlich läßt es sich diesmal kein Vertreter jüdischer Interessen einfallen, im Musikvereinsaal pathetisch zu werden! Dies wäre gefährlicher als der Stumpfsinn des 'Deutschen Volksblatts', das doch sicher zum Kuschen zu bringen ist, wenn ihm ein paar jüdische Bankdirektoren beweisen, daß in ihren Häusern zwar Christengeld, aber nicht Christenblut verwendet wird.

* * *

[Brief eines Österreicherers aus Peking]

Das folgende vom Dezember datierte Schreiben eines in *Peking* lebenden Österreicherers wird mir übermittelt:

Allenthalben war großes Erstaunen, als bekannt wurde, Österreich hätte, dem Beispiele der anderen Mächte folgend, sich einer Land—Konzession auf chinesischem Boden bemächtigt. Gründe? Weil es die Anderen ebenso gemacht. Aber wir sind mit einer unscheinbaren Macht hier erschienen, umso unscheinbarer, als an Ort und Stelle nur die Landungstruppen gesehen wurden. Dies versetzte die Chinesen in den Glauben, daß wir als Alliierte Deutschlands und nur unter seinem Schutze uns dazu ermächtigt. Dabei ist gerade unsere Konzession den Chinesen ein Dorn im Auge; sie wird von zwei Seiten direkt von der Chinesenstadt begrenzt und bildete früher einen Teil von dieser. Da wir sie nun haben, heißt es den besten Nutzen daraus ziehen. Die Regierung ist für eine materielle Unterstützung schwer zugänglich. Ein Privatinteresse ist nicht vorhanden, um aus diesem Stückchen Land eine Niederlassung nach dem Muster der anderen Mächte zu machen. Da wir bei der Besitznahme die Gewaltanwendung versäumten, wären wir jetzt zu einer kostspieligen Expropriierung gezwungen, falls wir ernstlich die Absicht hätten, etwas für die Sanierung und Regulierung zu tun und das wiedererwachte chinesische Leben aus den unbeschreiblich kleinen und schmutzigen Gäßchen zu treiben. Die arme, aber zahlreiche Bevölkerung verhielt sich ruhig, die Verwaltung hatte kein Defizit. Als man letztthin den Entschluß gefaßt, ein Konsulat und Kasernen auf der Konzession zu bauen, wurde ein Expropriierungsversuch gewagt. Eine Verordnung zur Taxierung der Preise für Boden und Gebäude wurde erlassen. Ob der niedrigen Entschädigungen gab es großes Geschrei seitens der Chinesen, die sich mit einer Petition an den Vize—König wandten. Die Sache fand natürlich in der lokalen Presse ihr Echo, und das Ganze wurde aufgebauscht, in einem Sensationsartikel als Raubakt hingestellt. Die Beschwerde war zum Teil gerechtfertigt, da eine Entschädigungssumme von 70 Taels = 200 Kronen für einen Ziegelbau der ersten Kategorie durchaus unzulänglich ist. Und nun ist es von dieser Aktion still geworden, obwohl ein energisches Vorgehen, sei es auch nicht ganz gerechtfertigt, gewiß bessern Eindruck gemacht hätte ... Wir haben also

eine Konzession, ein Konsulat und ein Detachement (20 — 30 Mann). Der Besitz des einen begründet die Notwendigkeit der beiden anderen. Aber die Notwendigkeit des Ganzen? Fromme Wünsche sind es, daß man mit der Zeit österreichische Kaufleute heranziehen wird, die sich hier niederlassen werden, um der Regierung gefällig zu sein; drei Kilometer vom internationalen Geschäftszentrum entfernt, in einem armen Chinesenstadtteile, in den sich hineinzuwagen immer einen Entschluß kostet! ... Was bis jetzt in kommerzieller Beziehung geleistet wurde, ist *die Erteilung einer Lotto—Kollektur* — ein Export, der uns wenig Ehren eingebracht hat und von den Rivalen auch entsprechend ausgenützt wurde. *Selbst die chinesische Verwaltung hat sich aus moralischen Gründen bemüßigt gesehen, ihre Untertanen davor zu warnen.* Und die Pointe: daß es nicht einmal ein Österreicher ist, der von diesem Privilegium einen Nutzen zieht, sondern einige deutsche Geschäftsleute ... Man interessiert sich bei uns viel zu wenig für das, was im fernen Osten vorgeht, und unterschätzt diesen Markt der Zukunft. Es ist sehr zweifelhaft, ob es wirksame Mittel gibt, den Unternehmungsgeist zu beleben und anzuspornen: um es tun zu können, müßte einer vorhanden sein. Man müßte den Leuten sichere Geschäfte anbieten, womöglich Regierungsgeschäfte, die mit keinem Risiko verbunden sind, damit sie zuerst die Scheu vor dem Fremden, Unbekannten verlieren. Jetzt ist das Waffenverbot aufgehoben, China wird noch für Millionen Bestellungen machen. Die Ära der Bahnen und der folgenden Erschließung beginnt. Nach den außerordentlichen Resultaten der Belgier, Amerikaner etc. »reißen sich« alle Nationen um derartige Konzessionen. Auch die Eröffnung der Minen ist in allernächster Zeit zu erwarten. Der Wettlauf hat die Chinesen stutzig gemacht, und sie wollen sich augenblicklich zu keiner weiteren Konzession entschließen. Ein günstiger Moment, um großmütig China die paar Quadratkilometer, die uns nur Schererereien machen und kaum je etwas eintragen werden, zu überlassen und dafür praktische Vorteile zu erlangen, — Privilegien für ausschließliche Regierungslieferungen, Bahnen— und Minen—Konzessionen. Durch diese Lieferungen würden unsere Firmen mit dem Lande in Fühlung kommen und dank dem chinesischen Konservatismus diese Fühlung nicht verlieren. Unter den Bahnkonzessionen ist z. B. die Sechuen—Bahn, die eine der reichsten Provinzen Chinas mit einer Bevölkerung von über 40 Millionen dem Verkehre erschließen wird; dann die Kalgan—Bahn, eine Teilstrecke der Karawanenstraße Peking—Kiatka, der direktesten Verbindung Chinas mit Europa. Und sollte auch mit der Zeit ganz Nordchina in russische Hände kommen, wird solch ein Besitz ein wertvolles Tauschobjekt bleiben, an welchem man nur gewinnen kann. Unsere Metall—Industrie würde durch diese großen Bestellungen einen neuen Aufschwung erhalten, auch der Lloyd hätte einen guten Vorwand zu einer rascheren Entwicklung, mit einem Wort, das bisher unbeachtete und unterschätzte Österreich hätte Gelegenheit, in den internationalen Konkurrenzkampf einzutreten, gestützt auf Vorteile, die den Erfolg sichern ...

* * *

Im Prozeß gegen den wegen Betrugs und sexueller Vergehungen verurteilten Josef Schoßberger sagte der Staatsanwalt nach unberichtigten, also wohl richtigen Gerichtssaalmeldungen:

» ... Auch alle natürlichen Triebe wirken mit Gewalt auf den Menschen ein; das Gesetz aber gebietet, allen diesen Trieben zu widerstehen, sobald sie auf Kosten fremder Rechtsgüter befriedigt werden müßten.«

Der Angeklagte Schoßberger hat seinen perversen Trieb nicht auf Kosten »fremder Rechtsgüter« befriedigt, da er dem freien Willen seines Konsorten nicht Gewalt antat, dessen Gesundheit nicht schädigte. Also war er wegen Betruges zu verurteilen, wegen des Sexualdelikts auch nach Ansicht seines Anklägers freizusprechen. Versteht sich, vom Standpunkt eines kommenden Gesetzes. Die Erklärung des Staatsanwaltes ist, selbst wenn im vorliegenden Fall ein »fremdes Rechtsgut« verletzt wurde, mindestens für die Reform des Strafgesetzes richtunggebend. Gegen die perversen Triebe bedarfs keiner anderen gesetzlichen Schranken als gegen die natürlichen: Schutz der Unmündigkeit, der persönlichen Freiheit und der Gesundheit. Ihr Walten kann *nur dort* strafbar sein, wo es diese »fremden Rechtsgüter« berührt hat ... Ist die Wiener Staatsanwaltschaft wirklich so vernünftig? Oder ist sie es nur infolge fehlerhafter Gerichtssaalberichterstattung?

* * *

Psychiatrie

Aus dem gerichtsärztlichen Gutachten über den Dr. Zinner:

»Er hatte Zittern, heftige Krämpfe beim Einschlafen, morgens Übellichkeiten. Er ist auch innerlich haltlos geworden, seine ursprünglich feinere Empfindung in poetischer und literarischer Beziehung wurde durch den Alkohol immer mehr in den Hintergrund gedrängt. *Er hatte keinen Geschmack mehr an feineren Darbietungen des Burgtheaters und der Oper, und ethisch immer tiefer sinkend, trieb er sich mit weiblichen Bekannten im Tingel—Tangel herum.*«

Sapperment! Sapperment! Wer hätte je gedacht, daß es für die Frage, ob Herr Zinner Betrug und Veruntreuung begangen hat, wichtig sein würde, zu erfahren, daß er keinen Geschmack mehr an den feineren Darbietungen des Burgtheaters und der Oper gehabt hat? Mindestens scheint nach der Anschauung der Wiener Gerichtspsychiater der Besuch der Hoftheater ein Beweis moralischer Vollwertigkeit zu sein. In Wirklichkeit ist dem leider nicht so; es handelt sich lediglich um eine Geschmacksfrage, und Herr Zinner hätte nicht den übelsten Geschmack bewiesen, wenn er dem Genuß mancher Novitäten der letzten Jahre die Gesellschaft »weiblicher Bekannter« (schrecklich!) im Tingel—Tangel vorgezogen hat. Es ist auch ein Irrtum, zu glauben, daß man durch den Verkehr mit weiblichen Bekannten oder durch den Aufenthalt in einem Varieté ethisch immer tiefer sinkt. Ich habe beides schon erprobt, kann aber ruhig behaupten, daß ich mich um keinen Schritt der Möglichkeit, Depots zu veruntreuen, näher gerückt, sondern im Vollbesitze meines ethischen Hochmutes fühle und würdig, Herausgeber der 'Fackel' zu sein. Die Kunstinteressen und privaten Neigungen des Herrn Zinner wären im Gutachten wie in der ganzen Verhandlung besser unerörtert geblieben. Sie sind wirklich kein Maßstab. Einer kann ein Don Juan sein — der schmierige kleine

Advokat war es nicht — und doch vom Scheitel bis zur Sohle ein Ehrenmann in wirtschaftlichen Dingen. Einen andern brauchte das Gelübde der Keuschheit nicht zur Enthaltung von fremdem Eigentum zu zwingen. Das schwindende Interesse des Herrn Zinner an den Darbietungen des Burgtheaters könnte — und wenn er Millionen veruntreut hätte — noch immer eher für den künstlerischen Verfall des Burgtheaters als für den sittlichen des Herrn Zinner zeugen. Und der Mann ist nicht zu bedauern, weil er durch seine Verhaftung an dem Besuch der »Jakobsleiter« von Davis verhindert wurde!

* * *

[Herr Pötzl und die Sezession]

Herr Pötzl ist als Beschauer des Wiener Kleinlebens eine so geschlossene und künstlerische Persönlichkeit, daß es wirklich schade ist, wenn er sich durch fortwährende kritische Aufregung aus seiner Position zu bringen sucht. Man kann sehr viel gegen die gedankliche Anmaßung der Fakultätenmalerei Klimt's einzuwenden haben, aber es geht doch auf die Dauer nicht an, diesen außerordentlichen Könnern deshalb zu verunglimpfen, weil seine Frauengestalten nicht »mollert« sind und dem Ideale der »Mudelsauberkeit« nicht entsprechen. Und es ist einfach nicht wahr, daß die Anerkennung der Hodler und Munch ausschließlich Sache der Snobs ist, wie Pötzl's versifizierter Ärger uns neulich glauben machen wollte. Überhaupt bekenne ich, daß mir das Treiben der Snobs im Kunstgehege zwar lächerlicher, das der Philister aber gefährlicher scheint. Der Snob fördert das Unkraut, der Philister hindert die Edelpflanze. Spießler zur Strecke bringen, war, wenn ich im Blätterwald streifte, immer meine höchste Weidmannslust! Es ist bedauerlich, daß Herr Pötzl, den so manche Wiener Skizze, die er geschrieben, hoch über den Troß schreibender Kommis stellt, sich immer wieder ins kritische Revier begibt. Der kleinste Horizont schließt die Möglichkeit feinsten Künstlerschaft ein, aber hinter ihm liegt das Recht, eine Meinung zu äußern über Künstlerschaft, die hinter ihm liegt. Man kann eine prächtige humoristische Betrachtung über das Rindfleisch bei »Meißl und Schadn« schreiben. Aber der Standpunkt, von dem aus man die moderne Kunst abtut, ist dann in der Regel auch der einer Sachverständigkeit über Kruspelspitz und Hieferschwanzl.

* * *

[Der Dieb]

Zahlreiche Leser wünschen Näheres über die Lebensgewohnheiten des Herrn *Lippowitz* zu erfahren. Ich weiß nichts, und es ist nicht Sache der 'Fackel', große Männer bei ihren täglichen Verrichtungen zu belauschen und sie nach ihren »Lieblingsspeisen und Lieblingsgetränken« zu beurteilen. Ich glaube immerhin, daß Herr Lippowitz gern Krebse ißt, weil sie bekanntlich zwei Scheren haben, und daß er Mineralwässer nicht leiden kann, weil auf ihnen immer die Quelle angegeben ist. Aber mich interessieren nur die öffentlichen Funktionen des Mannes. Und da muß ich neidlos anerkennen. Uneingeschüchtert durch warnende Zurufe aus allen Gauen Deutschlands, mit einer Selbstverständlichkeit, die den Diebstahl als journalistisches Naturrecht heiligt, krabbst das traurige Lippowitzblatt am helllichten Tage weiter. Hundertmal ist hier und andern Orts der Dieb ein Dieb genannt worden, und anstatt wegen Ehrenbeleidigung zu klagen, ging er hin und stahl. Vergebens gellen ihm, wenn er in seiner prachtvollen Equipage, die ihm der Schere Arbeit erwarb, dahinrollt, die Segenswünsche unbezahlter Mitarbeiter ins Ohr. Der

Diebsanzeiger, der hier etabliert ward, hat nichts gefruchtet. Herr Lippowitz ist ein Feind jeglicher Angeberei, nicht nur jener der Quelle. So bleibt nichts übrig, als ihm, dem Reichsdeutschen, von Zeit zu Zeit landsmännische Urteile über seine Wiener Wirksamkeit vorzuhalten. Nach der 'Frankfurter Zeitung', nach den zahllosen Festnagelungen literarischer Fachblätter meldet sich jetzt das 'Berliner Tageblatt'. In der Nummer vom 12. Februar finde ich einen »Briefkasten der Redaktion«, der den folgenden Anruf enthält:

REDAKTION DES 'NEUEN WIENER JOURNAL'. Wir müssen zugeben, daß Sie mit großem Geschick aus verschiedenen Berichten unseres New—Yorker Korrespondenten sich ein hübsches Feuilleton »Amerikanisches Leben« zusammengestellt haben. *Es wäre uns aber lieber, wenn Sie weniger Geschicklichkeit und dafür mehr Anstand besäßen.*

* * *

[Die Kunst des Übersetzers]

In der 'Neuen Freien Presse' hat sich an ein Feuilleton des Herrn Ludwig Fulda eine angeregte Diskussion über »*die Kunst des Übersetzers*« geknüpft. Da bekamen wir so manche drollige Probe vorgesetzt, über die sich Einsender und Blatt mit Recht lustig machten, und die 'Neue Freie Presse' konstatierte, daß sie »jeder Beschreibung spotte«. Wie schade, daß man nicht auf das nächstliegende Beispiel verfiel! Am 26. Jänner war in der 42. Fortsetzung des Ohnet'schen Romanes »Der Weg zum Ruhme«, der in einem großen Wiener Blatt erscheint, der Satz enthalten: »Ich würde lieber eine wüste *barbarische Orgie* im Hofe hören, welche die 'Diamanten der Königin' oder 'Der Postillion von Longjumeau' spielt.« Im französischen Original heißt es: *Orgue de Barbarie*. Vielfach wird behauptet, daß dies auf deutsch soviel wie *Drehorgel* bedeutet ... Unnötig, hinzuzufügen, daß das Blatt, welches barbarische Orgien im Hofe hört, die 'Neue Freie Presse' ist.

* * *

Salzburger Literaturleben

In Salzburg herrscht große Aufregung. Das Stück eines »Heimatkünstlers« — man versteht darunter Literaten, deren Talentlosigkeit sich auf jenen Ort, wo sie zuständig sind, erstreckt — ist im dortigen Theater durchgefallen. Bei der zweiten Vorstellung kam es sogar zu einem Skandal. Darauf erschien im 'Salzburger Tagblatt' (No. 30. vom 8. Februar, Seite 6) das nachstehende Inserat:

Erklärung!

Die »Glockenspielkinder« wurden von Kommissionären des Institutsinhabers Kaiser ausgepiffen und lassen sich alle anderen Dienstmänner zu solchen, *dem hohen Publikum abfälligen* Handlungen nicht herbei und bitten, bei eventuellen Aufträgen dieses zu berücksichtigen.

Die hiesigen Packträger, Stadtträger, Expresß und Dienstmänner.

* * *

Welchen Erfolg hatte »Rose Bernd«?

'*Neue Freie Presse*': »Man hörte nach den Aktschlüssen viel applaudieren, auch konnte der anwesende Dichter oft genug vor den Vorhang treten; es schien aber doch, als ob aus diesem Beifall mehr Höflichkeit als Herzlichkeit zu vernehmen wäre. Das Publikum ist nicht recht mitgegangen.«

'*Neues Wiener Tagblatt*': »Großer Erfolg ... in die Ehren des Abends teilen ... Gerhart Hauptmann dankte in Person für rauschenden Beifall und unzählige Hervorrufe.«

'*Neues Wiener Journal*': »Das Publikum, welches der Stoff abzustoßen schien, wollte sich nicht für das Stück erwärmen ... und Hauptmann wurde erst vom dritten Akt an gerufen.«

'*Zeit*': »Hauptmanns Drama hat trotz der Abschwächung, die der kernige Dialekt im Burgtheater erfahren mußte, gestern eine tiefgehende Wirkung geübt. Anfangs verhielt sich das Publikum zwar etwas kühl, aber es wurde immer mehr in den Bann der Dichtung gezogen und äußerte nach den letzten Akten seinen Beifall in zahlreichen Hervorrufen und lebhaften Ovationen für den Dichter.«

'*Ostdeutsche Rundschau*': »Gerhart Hauptmann konnte es mit seinem neuen Schauspiel *Rose Bernd*, auch in Wien zu nicht mehr als zu einem sogenannten 'Achtungserfolg' bringen. Es war beinahe schon ein Erfolg blinder Hochachtung vor der Person des anwesenden Dichters, von dem man wußte, daß er hinter der Kulisse bereit stand, hervorgerufen zu werden. Sein Schauspiel jedoch ... begegnete gestern tauben Ohren und unbewegten Gemütern ... Es fiel sanft in das Massengrab, das im Theaterjargon 'Archiv' heißt.«

'*Reichswehr*': »Gerhart Hauptmann erschien nach den folgenden Akten. Man begrüßte ihn stürmisch, er hat seine Gemeinde, die zu ihm betet und ihn preist, er mag künden was er will.«

'*Deutsches Volksblatt*': Gerhart Hauptmann dankte persönlich für den Beifall, der kein allzu lauter war und in den sich auch ziemlich energisches Zischen mengte.«

'*Österreichische Volkszeitung*': » ... Erst nach dem dritten Akt setzte voller Beifall ein und als Gerhart Hauptmann selbst dafür dankte, brach lauter Jubel los und der Dichter mußte einhalbdtuzendmal erscheinen. Die prächtige Darstellung trug viel zu dem Erfolge des Stücks bei.«

'*Deutsche Zeitung*': Es war der schwerste Mißerfolg, den Hauptmann in Wien erfuhr, weit verdrießlicher als jener des '*Armen Heinrich*'.«

* * *

Väter und Söhne

Richard Wagner war im November 1875 nach Wien gekommen, um den »Tannhäuser« zu inszenieren. Gelegentlich einer Auseinandersetzung mit den Künstlern der Hofoper, in der es sich um die Aufklärung eines durch eine Ansprache Wagners an das Publikum hervorgerufenen Mißverständnisses handelte, sprach er — im Regiezimmer des Theaters — die Worte: »Ich selbst kann mit den Zeitungen nicht in Verbindung treten, denn *ich verachte die Journalistik!*«

Siegfried Wagner war im Februar 1904 nach Wien gekommen, um dem Direktor der Hofoper den »Kobold« zu überreichen. Auf dem Ball der Wiener

Presse, den er am Abend seiner Ankunft trotz der Erschöpfung einer vielstündigen Reise besuchte, hielt er — im Komiteezimmer — eine Rede, die in die Worte ausklang: »Die Concordia lebe hoch!«

* * *

Andachtbücher ¹

Von August Strindberg

Abends, ehe ich einschlafe, meditiere ich erst eine halbe Stunde, das heißt, ich lese in einem Andachtbuch, das ich je nach der Gemütstimmung wähle. Zuweilen habe ich ein katholisches; das bringt einen Hauch des apostolischen, traditionellen Christentumes mit; das ist wie Latein und Griechisch; das sind die Ahnen; denn mit dem katholischen Christentum beginnt unsere, meine Kultur. Mit dem römischen Katholizismus fühle ich mich als römischen Bürger, europäischen Staatsbürger; und die eingeflochtenen lateinischen Verse erinnern mich daran, daß ich Bildung habe. Ich *bin* nicht Katholik, bin es nie gewesen, denn ich kann mich nicht an ein Bekenntnis binden. Darum nehme ich mitunter ein lutherisches altes Buch, mit einem Stück für jeden Tag im Jahr; und das benutze ich als Geißel. Es ist im 17. Jahrhundert geschrieben, als es die Menschen schlimm auf Erden hatten. Darum ist es schrecklich streng, predigt das Leiden als eine Wohltat und eine Gnadengabe. Selten hat der Prediger ein gutes Wort; kann einen zur Verzweiflung bringen; aber darum kämpfe ich gegen ihn. Es ist nicht so, sage ich mir, und dies ist nur dazu da, um meine Kräfte zu versuchen. Der Katholik hat mich nämlich gelehrt, daß der Versucher in seiner häßlichsten Rolle auftritt, wenn er den Menschen zur Verzweiflung bringen und einer Hoffnung berauben will; aber die Hoffnung ist eine Tugend für den Katholiken, denn von Gott Gutes glauben, ist der Kern der Religion; Gott Böses zutrauen, ist Satanismus.

Zuweilen greife ich zu einem wunderlichen Buche aus der Aufklärungsperiode des 18. Jahrhunderts. Es ist anonym, und ich kann nicht sagen, ob es von einem Katholiken, Lutheraner oder Calvinisten geschrieben ist, denn es enthält christliche Lebensweisheit eines Mannes, der Welt und Menschen kennen gelernt hat und der auch ein Gelehrter und ein Dichter ist. Er pflegt mir zu sagen, wessen ich gerade für den Tag und die Stunde bedarf. Und wenn ich mich einen Augenblick gegen seine Ungerechtigkeit und seine unsinnigen Forderungen an einen Sterblichen aufgelehnt habe, kommt der Verfasser gleich mit meinen Einwendungen. Er ist, was ich einen *raisonnablen* Menschen nenne, der mit beiden Augen sieht und Recht und Unrecht nach beiden Seiten verteilt. erinnert etwas an Jakob Böhme, der fand, das alles Ja und Nein enthalte.

Bei großen Gelegenheiten muß ich zur Bibel greifen! Ich besitze mehrere Bibeln verschiedenen Alters; und es scheint mir, als stände nicht dasselbe in ihnen; als besäßen sie verschiedene Stromstärke oder Fähigkeit, auf mich Eindruck zu machen. Eine, in schwarz Karduan, mit Schwabacher im 17. Jahrhundert gedruckt, hat eine unerhörte Kraft. Sie hat einer Priesterfamilie gehört, deren Stammtafel auf der Innenseite der Deckel geschrieben steht. Es ist, als wären Haß und Zorn in diesem Buche akkumuliert; und es schilt und straft nur; wie ich die Blätter auch wende, immer komme ich zu Davids oder Jeremias' Verwünschungen von Feinden; aber die will ich nicht lesen, denn sie

1 Aus dem unveröffentlichten schwedischen Manuskript Strindberg's übersetzt von Emil Schering.

erscheinen mir unchristlich. Zum Beispiel, wenn Jeremias betet. »So strafe nun ihre Kinder mit Hunger, und laß sie ins Schwert fallen, daß ihre Weiber ohne Kinder und Witwen seien, und ihre Männer zu Tod geschlagen usw.« Das ist nicht für einen Christenmenschen. Wohl kann ich verstehen, daß man Gott um Schutz gegen seine Feinde bittet, die einen hinabziehen wollen, wenn man hinauf strebt; gegen die Feinde, die einem aus Bosheit das Brot rauben. Ich verstehe auch, daß man Gott danken kann, wenn der Feind geschlagen ist, denn alle Völker haben Te Deum gesungen nach einem gewonnenen Sieg; aber spezifizierte Strafe auf die Widersacher herabbitten, das wage ich nicht. Und ich kann mir wohl sagen, was damals für Jeremias oder David paßte, paßt jetzt nicht für mich.

Dann aber habe ich eine andere Bibel, in Kalbleder und Goldpressung, aus dem 18. Jahrhundert. Es steht natürlich dasselbe darin wie in der ersten, aber der Inhalt präsentiert sich auf eine andere Weise. Dieses Buch sieht wie ein Roman aus und kehrt mir meistens seine schöne Seite zu, selbst das Papier ist heller, die Typographie heiterer, und es läßt mit sich reden, wie Jehova, wenn Moses Vorstellungen zu machen wagt, die voller Zorn sind. Zum Beispiel, als das Volk von neuem murren und Moses alles satt hat, wendet er sich vorwurfsvoll an den Herrn: »Hab' ich nun all das Volk empfangen oder geboren, daß Du zu mir sagen magst: Trag es in deinen Armen, wie eine Amme ein Kind trägt? ... Woher soll ich Fleisch nehmen, das ich all diesem Volke gebe? ... Ich vermag alles das Volk nicht allein zu ertragen, denn es ist mir zu schwer. Und willst du also mit mir tun, so erwürge mich lieber... « Jehova antwortet, nicht unfreundlich, auf die Vorstellungen, und schlägt zu Moses' Hilfe die Wahl der siebenzig Ältesten vor. Das ist ja nicht der unerbittliche rachgierige Gott vom alten Testament. Und ich grübele nicht darüber; ich weiß nur, daß ich Zeiten habe, wo das alte Testament mir näher als das neue ist. Und daß die Bibel, für uns im Christentum Geborene, eine erziehende Kraft hat, das ist sicher; ob darum, weil unsere Vorväter psychische Kräfte in das Buch gelegt, zugleich als sie sie daraus holten, wäre schwer zu sagen. Heiligtümer, Tempel und heilige Bücher besitzen faktisch diese Kraft als Akkumulatoren, aber nur für den Gläubigen, denn der Glaube ist meine Lokalbatterie, ohne welche ich das stumme Pergament nicht zum Sprechen bringe. Der Glaube ist mein Gegenstrom, der durch Influenz Kraft weckt; der Glaube ist das Reibzeug, das die Glasscheibe elektrisiert; der Glaube ist der Rezipient, und muß Leiter sein, sonst kommt es zu keiner Aufnahme; der Glaube ist des Mediums Aufgeben des Widerstandes, wodurch ein Rapport eintreten kann.

Darum sind alle heiligen Bücher stumm für den Ungläubigen. Denn der Ungläubige ist steril; sein Geist ist so pasteurisiert, daß nichts darin wächst; er ist die Negation, das Minus, eine imaginäre Quantität, die Kehrseite, das Saprophyt, das nicht von sich lebt, sondern auf den Wurzeln des Wachsenden; er besitzt kein selbstständiges Dasein, denn um negieren zu können, muß er das Positive haben, das er negiert.

Schließlich gibt es Augenblicke, wo nur etwas Buddhismus hilft. So selten bekommt man ja, was man wünscht; was nützt es da, daß man wünscht? Nichts wünschen, nichts begehren, von den Menschen und dem Leben, und du wirst immer glauben, mehr bekommen zu haben, als du hast begehren können; und du weißt aus Erfahrung, wenn du bekommen hast, was du wünschtest, so war es weniger das Gewünschte als die Erfüllung selbst, die dir Freude machte.

Zuweilen fragt wer in mir: glaubst du daran? Ich bringe die Frage sofort zum Schweigen, denn ich weiß, der Glaube ist nur ein Zustand der Seele und

kein Gedankenakt, und ich weiß, dieser Zustand ist mir heilsam und erzieherisch.

Es geschieht jedoch, daß ich mich gegen die unsinnigen Forderungen, die allzu strengen Ermahnungen, die unmenschlichen Strafen erhebe, und dann verlasse ich für einige Zeit meine Andachtbücher; aber ich kehre bald zu ihnen zurück, von einer rufenden Stimme aus der Urzeit gemahnt: »Denke daran, daß du ein Knecht in Ägyptenland gewesen bist, und der Herr dein Gott dich davon erlöst hat.« Dann schweigt meine Opposition, und ich komme mir wie ein undankbarer feiger Lümmel vor, wenn ich meinen Retter vor den Menschen verleugnen wollte.

* * *

Ihr Ruf

»Und dann mit dem —!« »Und dem!« »Und dem —!«
Ja, waren Sie denn selbst dabei?
»Ich? Gott, das ist doch einerlei!!
Man sagt ja doch ganz allgemein — «
Gewiß! Dann muß es ja so sein!

»Und neulich dies —!« »Und das!« »Und das —!«
Ja, haben Sie"s denn selbst gesehen?
»Was selbst!? Wozu? Ich bitte schön!!
Wo alle Welt, ganz allgemein — «
Gewiß! Dann muß es wohl so sein!

»Und Sie??« Ich habe, sehr Verehrte,
Auch nichts gehört, *auch* nichts gesehn
Und will deshalb nur eingestehn,
Daß manches Bild mehr lehrreich scheint
Für den, der's malt, als den, den's meint.

»Ja aber wenn — *wenn's* wahr ist — ja?!!«
Wahr? — — Ja — und wenn Sie mich ermorden:
Sie ist, so oft ich sie besah,
Bis jetzt nicht häßlicher geworden!

Julius Bab

Berlin.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS

[Schmock als Marineur]

Fregatten—Kapitän. Darüber, wie tapfer der japanisch—russische Krieg von der Wiener Presse geführt wird, ließe sich wirklich viel sagen. Ihr Beispiel ist nur eines von den vielen: Überrumpelung der zwei russischen Kreuzer *Warjag* und *Korejetz* vor *Chemulpo* durch eine japanische Flottenabteilung. Noch bevor der Sachverhalt klargestellt ist, wirft die 'Neue Freie Presse' die dumme und gehässige Frage auf: ob, wenn umgekehrt zwei japanische Schiffe überrascht worden wären; diese auch, ohne einen Schuß abzugeben, die Flag-

ge einfach gestrichen hätten, ob nicht vielmehr die japanischen Kommandanten, um nicht in die Hände des Feindes zu geraten, getrachtet hätten, ihre Schiffe in die Luft zu sprengen. Die Animosität der 'Neuen Freien Presse' gegenüber den Offizieren einer befreundeten Macht wird, so schreiben Sie, in Pola als »ungerecht und tölpelhaft« bezeichnet ... Schmock als Marineur ist doch so übel nicht, und Sie stören ihm das Vergnügen durch die Frage, ob das russische Seeoffizierskorps es nötig hat, sich seinen Mut in der Redaktion der 'Neuen Freien Presse' zu holen!

[Zinner und Barber]

Disziplinarrat. In einer Zuschrift an die Tagesblätter verwahrt sich Herr Dr. v. Feistmantel, der bekanntlich nicht nur Kurator der Prinzessin Coburg, sondern auch Präsident der Advokatenkammer ist, gegen die im Prozeß Zinner vertretene Anschauung, als ob die Zurückhaltung von dem Klienten gehörenden Barschaften — zur Bezahlung von Expensenforderungen — eine advokatorische Usance sei, die auch die Billigung der Kammer fände. »Der Ausschuß«, so erklärt in seinem Namen Herr Dr. v. Feistmantel pathetisch, »legt Wert darauf, daß die Meinung nicht aufkomme, als würde eine laxere Behandlung der der ADVOKATORISCHEN TREUE entspringenden, mit der VERTRAUENSSTELLUNG DES ADVOKATEN untrennbar verbundenen Verpflichtungen von den Standesbehörden geduldet werden.« Herr Dr. Feistmantel hat Sinn für Humor. Barschaften müssen die Advokaten ausliefern. Aber was ist's denn mit den Briefen, die der Klient seinem Anwalt übergeben hat? Wird der Disziplinarrat endlich gegen den Barber einschreiten? Wird er dem Polizeiadvokaten Bachrach, der den Anwalt des Herrn Mattasich zu der Veruntreuung angestiftet hat, das Interesse für die Briefe der Prinzessin von Coburg — Briefe, die er nicht erreichte — austreiben? Wird er gegen den Präsidenten Feistmantel einschreiten, der in offener Gerichtssitzung eine Handlung als korrekt gelobt hat, die er zwei Wochen später in einer Zuschrift an die Tagesblätter als eine den Advokatenstand diffamierende bezeichnet? ...

[Zur Aufführung der »Rose Bernd«.]

Dramaturg. Herr Max Kalbeck ist vielleicht der einzige Wiener Kritiker, der gegen »Rose Bernd« gar keinen Einwand hat. Aber er geht in seiner Bewunderung entschieden zu weit. So z. B., wenn er über Gerhart Hauptmann schreibt: »Das Theater hat ihn sehen, künstlerisch sehen gelehrt, und er versteht sich besser als irgend ein Akademiker auf die Gesetze der Bühne. Darum ist ihm auch DAS IMMERHIN BEDENKLICHE WAGESTÜCK GELUNGEN, einen Vorgang, der MEHRERE MONATE währt, IN EINEN ABEND ZUSAMMENZUDRÄNGEN.« Man denke! Bisher konnten bekanntlich bloß solche Vorgänge dramatisiert werden, die im Leben auch nur von 7 bis 10 Uhr dauern. Zum Beispiel »Faust«! ... Herr Kalbeck ist Gerhart Hauptmann aus landsmannschaftlichen Gründen so freundlich gesinnt, daß er ihn nicht einmal für Handel und Wandel der Rose Bernd verantwortlich macht. Und das will viel sagen. Herr Kalbeck ist nämlich »Idealist« und kann im allgemeinen nur schwer über das »Stoffliche« in der Kunst hinwegkommen und sich mit dem Gedanken befreunden, daß Dichter nicht bloß in Gartenlauben, sondern auch in Kuhställen gedeihen können. Diesmal hat er sich's abgerungen. Er schildert den Kindesmord Roses und sagt: »Bei der göttlichen Fähigkeit des schöpferischen Genius, sich selbst in den verschiedensten Formen zu objektivieren, werden wir uns hüten, den DICHTER FÜR DIE GESINNUNG SEINER HELDIN ZUR RECHENSCHAFT ZU ZIEHEN. Was sind spekulative Philosophie auch mehr als Gedankenmusik, Stimmungen, die zu Reflexionen erstarrt sind, ehe sie wieder im grenzenlosen Meere des Unbewußten verfließen! Die Gestalten, welche sich aus der Phantasie des Dichters losgelöst haben, führen fortan ein selbstständiges Dasein, und die Kraft und Ursprüng-

lichkeit, mit der sie geschaffen worden sind, lebt in ihnen fort.« Herr Kalbeck will zur Vermeidung von Mißverständnissen sagen, daß Hauptmann den Kindesmord der Rose Bernd nicht billigt. Hoffentlich ist er auch überzeugt, daß Shakespeare sich nicht mit Richard III. und Schiller sich nicht mit dem Franz Moor identifiziert ... Und doch und doch —: von einer gewissen Parteinahme für Rose ist Hauptmann nicht ganz freizusprechen; das Stück schließt mit den Worten: »Das Mäd'el ... was muß die gelitten han!« — Die Aufführung der »Rose Bernd« bringt das Feuilleton des anmaßenden Klugschwätzers Paul Goldman über die Berliner Premiere in Erinnerung. Hauptmanns Entwicklung mag sich in noch so absteigender Richtung bewegen, es ist doch ein schmachvoller Anblick, ihn im führenden Blatt deutsch—österreichischer Intelligenz dem Witzdrang seichtesten Schmockgeistes preisgegeben zu sehen. Von Paris spuckt Herr Nordau, von Wien Herr Schütz und von Berlin Herr Goldman auf die moderne Kunst: eine Tripelallianz pharisäischen Flachsinn's, wie man sie sich »gesünder« nicht denken kann. Herr Goldman, der einst, da er seiner schmalzigen Breslauer Sentimentalität noch nicht die »Überlegenheit« angeschminkt hatte, in einer Ischler Sommernacht über ein Gedicht Hugo v. Hofmannsthal's Tränen vergießen konnte, kann jetzt nicht genug Hohn für den Nachdichter der »Elektra« aufbringen. Er mag ja mit manchem, was er gegen »Rose Bernd« sagt, recht haben. Solche Leute, die zwickeraufsetzend die Kunst begutachten, haben immer eher »recht«, als die sie bloß fühlen. Aber der Ton, in dem das alles so von oben herab gesagt wird, ist ein so unsäglich widerwärtiger, diese endlose Diarrhœe zwölfspaltiger Klugheit so unappetitlich, daß einem die Parteibegeisterung derer um Hauptmann noch sympathisch wird. Was aber hat Herr Goldman hauptsächlich an »Rose Bernd« auszusetzen? Man höre: »Bisher galt es als die Aufgabe des Bühnenschriftstellers, die dramatischen Ereignisse des Vorganges, den er behandelt, auf dem Theater darzustellen. Hauptmann verlegt sie in die Zwischenakte. Das Drama spielt sich bei ihm in den Zwischenakten ab; in den Akten erscheinen dann die Personen auf der Bühne, um über das, was ihnen in den Zwischenakten widerfahren ist, zu reden. 'Rose Bernd' bietet, wie gesagt, ein 'klassisches' Beispiel für diese Methode. Vor Beginn des Stückes oder in den Zwischenakten ist Rose Bernd von Flamm verführt worden, ist sie von Streckmann gezwungen worden, sich ihm hinzugeben, hat sie vor Gericht den Meineid geschworen, hat sie ihr Kind gemordet. In den Akten werden dann Gespräche geführt über die Verführung, die Vergewaltigung, den Meineid, den Kindesmord. Es läßt sich nicht leugnen, daß das Schreiben eines Dramas sich wesentlich vereinfacht, wenn man aus dem Drama DIE EREIGNISSE WEGLÄSST.« Herr Goldman findet es also störend, daß die Vorgänge der Verführung, der Vergewaltigung und des Kindesmordes sich nicht auf offener Szene abspielen. Die »Ereignisse« sind für ihn die Hauptsache, nicht deren seelische Verarbeitung. Ein Drama, aus dem die Ereignisse »weggelassen« sind, ist für sein Gefühl keines. Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein: der zartfühlende Kritiker der 'Österreichischen Volkszeitung' rechnet es nach der Wiener Premiere der »Rose Bernd« ausdrücklich »zu den Mängeln des Dramas, daß sich die wichtigsten und intimsten Vorgänge, die sonst die Öffentlichkeit sorgfältig scheuen, AUF FREIEM FELD ABSPIELEN«. Und dabei handelt sich's bloß um ein freies Feld HINTER den Kulissen!

[Geographisches]

Geograph. Die 'Neue Freie Presse' (9. Februar) meldet, Admiral Spann habe »am 7. Februar, 10 Uhr vormittags« eine in Peking am 8. Februar um 1 Uhr 30 Minuten aufgegebene Depesche« erhalten, und bemerkt dazu belehrend: »Der Zeitunterschied erklärt sich durch die Differenz der geographi-

schen Länge zwischen Peking und Wien«. Setzen! Ein Leser korrigiert wie folgt: Da die Pekinger Ortszeit jener von Wien —entsprechend der Lage der beiden Orte bei einem Längenunterschied von zirka 100 Graden à 4 Zeitminuten — um 400 Minuten = 6 x 6, rund SIEBEN Stunden voraus ist, so war es, als die Depesche (nach Angabe der 'Neuen Freien Presse') um 10 Uhr vormittags des 7. Februar in Wien anlangte, in Peking 5 Uhr nachmittags des 7. Februar, weil Peking gleich Wien auf der asiatisch—europäischen Seite der tatsächlichen (auch der nautischen) Datumgrenze gelegen ist. Da ferner im Allgemeinen jedes Telegramm VOR dem Zeitpunkte seiner Ankunft aufgegeben worden sein muß, kann eine Pekinger, in Wien um 10 Uhr vormittags des 7. Februar angelangte Depesche in Peking nicht NACH 5 Uhr nachmittags des 7. Februar aufgegeben worden sein. Daß aber im vorliegenden, BESONDEREN Falle die Depesche in Peking dennoch erst um 1 Uhr 30 Minuten am 8. Februar, also entweder FRÜH (i. e. 8 ½ Stunden NACH ihrer Ankunft in Wien) oder NACHMITTAGS (i. e. 20 ½ Stunden NACH ihrer Ankunft in Wien) aufgegeben werden konnte, erklärt sich sonach nicht »durch die Differenz der geographischen Länge zwischen Peking und Wien«, sondern nur durch die Ignoranz der 'Neuen Freien Presse'. Sollen der Unterschied der Tage und die Angaben der Uhrablesungen aufrecht bleiben und die aufklärende Bemerkung der Redaktion überhaupt einen Sinn bekommen, so muß es heißen: Ankunft der Depesche in Wien: 10 Uhr ABENDS des 7. Februar, Aufgabe in Peking: 1 Uhr 30 Min. FRÜH des 8. Februar. Laufzeit 3 ½ Stunden. — Ein anderer Leser schreibt mir: »Auf Grund jenes Paragraphen des Preßgesetzes, der Sie verpflichtet, die haarsträubendsten Blödsinnsäußerungen der 'Zeit' zu berichtigen, fordere ich Sie auf, der folgenden Richtigstellung des Artikels 'Zeitdifferenz und Datumgrenze' ('Zeit'—Morgenblatt vom 10. d. M., Seite 6) Raum zu geben. Es ist unwahr, daß 'die Zeitdifferenz, die bei einem Längenunterschied von 15 Grad eine Zeitdifferenz (!) von einer Stunde ausmacht', VON DER GEOGRAPHISCHEN BREITE BEEINFLUSST WIRD. Es ist unwahr, daß sie AM ÄQUATOR AM GRÖSSTEN IST. Es ist UNWAHR, daß auf dem Meridian 180° ö. L. Greenwich in dem Augenblicke, wo in Greenwich 8 h früh des 1. Juli ist, ZUGLEICH 8 h abd. des 1. Juli und 30. Juni gezählt wird. Wahr ist, daß die Differenz der Ortszeiten mit den Breitengraden nicht das mindeste zu tun hat; wahr ist, daß diese Differenz per Längegrad am ÄQUATOR gerade so groß ist, wie unter jedem andern Breitengrad. Wahr ist, daß auf dem Meridian 180° (mit alleiniger Ausnahme der Aleuten, wo in dem oben gegebenen Beispiel der 30. Juni geschrieben wird) der Kalender um 8 h abd. Greenwicher Zeit denselben Tag zeigt, wie in Greenwich selbst und die dem fernen Osten entstammenden Leute mit alleiniger Ausnahme der 'Zeit'redakture ganz genau von der Existenz einer im großen und ganzen östlich des Meridians verlaufenden Kurve, der sogenannten 'Datumgrenze', wissen.«

[Königtum Sonndorfer]

Vater. Ich kann doch nicht von jedem Todesfall an der Wiener Handelsakademie Notiz nehmen? Was hier vor langer Zeit über das Königtum Sonndorfer geschrieben wurde, gilt leider auch heute noch. Der Herr Regierungsrat wirkt in unverminderter Rüstigkeit, und sein Dolinski, der vormalige Offizier, hat noch immer die gewissen Rückfälle, denen seine Schüler eine mehr rekrutenmäßige als pädagogisch sachgemäße Behandlung verdanken.

Kenner.

(Ein Taschendieb im Gerichtssaale.)
 VOR DEN AUGEN des Strafrichters der Leopoldstadt, Gerichtssekretär Dr. Pick, wurde gestern ein FRECHER Taschendiebstahl verübt. Wie gewöhnlich, fanden sich auch gestern zahlreiche Personen als Zuhörer im Strafverhandlungssaale ein, die, da wenig Sitzplätze im Saale sind, vor der Barriere Aufstellung nahmen. Während der Verhandlungen wurde nun einem der Zuhörer die silberne Uhr aus der Weste gestohlen. Er bemerkte den Abgang erst beim Verlassen des Saales. Die Ausforschung des Diebes wurde eingeleitet.

(Diebstahl im Gerichtssaale.) Während der gestrigen Verhandlung vor dem Bezirksgerichte Josefstadt, in der es sich um die Ehrenbeleidigungsklage von Dienstmännern handelte, wurde dem Klageanwalt aus dem Winterrocke eine Geldbörse mit etwa 20 K gestohlen.

Klein, aber fein. Im Gerichtsteil eines und desselben Blattes konnte man kürzlich die beiden Notizen im Zeitraume weniger Tage finden. Was geht daraus hervor? Ein Richter, dem der Reporter nicht wohl will, wird auch nicht genannt, wenn in seinem Verhandlungssaal eine Geldbörse gezogen wird. Dagegen wird ein solcher Diebstahl immer »vor den Augen des Gerichtssekretärs Dr. Pick« verübt. Hier ist die besondere Frechheit erschwerend ... Klein, aber fein. Die Technik der Gewaltreklame könnte an keinem drolligeren Beispiel illustriert werden. Der richterliche Funktionär, für den sie betätigt wird, ist im einzelnen Falle an der Nennung seines Namens sicherlich so unschuldig wie an dem Diebstahl, der vor seinen Augen verübt wird, den aber der Bestohlene erst beim Verlassen des Saales merkt. Doch müßte endlich ein Gesetz zum Schutze der richterlichen Würde geschaffen werden, wonach das Reklamemachen im Gerichtssaal ebenso schwer wie ein Taschendiebstahl vor den Augen des Richters gestraft wird.

[Einem Klienten]

Klient. Wie oft soll ich's noch sagen! Einen Diebstahl zeigt man nicht bei der 'Fackel', sondern bei der Polizei an. Und wenn Ihr Advokat wirklich mit Absicht den Termin für Überreichung Ihrer Klage hat verstreichen lassen und das Interesse seines Klienten an den Gegner verraten hat, so geht man zur Advokatenkammer. Erst, wenn die aus irgendwelchem Grunde nicht will, kommt man zu mir.

[Aus meiner Sammlung]

Sammler. Was gibt's denn Neues? Der hochgebildete Börsenwöchener schrieb das Wort: »Nihil est in intellectu, quod non fuerit in sensu« dem DESCARTES, dessen System es stracks zuwiderläuft, anstatt dem Locke zu. Sein Kollege im Leitartikel versicherte, Japan »ENTFALTE DAS BANNER DER OFFENEN TÜR«. Daneben hat sich »EINE HERVORRAGENDE JAPANISCHE SEITE« geäußert. Der hundertste Todestag Kant's wurde als KANT—JUBILÄUM — nicht zu verwechseln mit dem Hartmann—Jubiläum — gefeiert. Und so weiter. Und so weiter.

Literat. Ich glaube, die Trebitsch—Bewegung verebbt langsam. Seit zehn Jahren hieß es jede Woche: Österreich hat wieder einen Dichter. Die Sache war langweilig geworden. Da erklang, neuartig und überraschend, der Ruf: Österreich hat wieder einen Übersetzer!, und die Herren Lothar und Salten wetteiferten, diesem Siegfried Trebitsch, der auszog, den Drachen einer fremden Sprache zu überwinden, und die deutsche umbrachte, die Palme reichen zu dürfen. Noch nie vielleicht hat eine schlechte Übersetzung so viel Staub aufgewirbelt, wie in diesem Falle. Da man endlich die Affäre durch die Kellnersche Abfertigung erledigt glaubte, erstanden Herrn Trebitsch erst recht begeisterte Verteidiger. Kommende Literaturforscher werden vielleicht auch unserer Zeit noch eine gewisse Zurücksetzung der Originalgenies vorzuwerfen haben. Aber sie werden über die Fixigkeit staunen, mit der man in Wien die Übersetzer ans Licht gezogen hat ... Freilich hat Herr Trebitsch auch Novellen geschrieben, über die in großen Blättern ernsthaft referiert wurde, und ich halte die Entschuldigung, es sei »noch immer besser«, wenn reiche junge Leute ihr Geld statt für Rennen für Dichten ausgeben, für eine Niederträchtigkeit. Ich bin auf das äußerste dafür, daß reiche junge Leute, die auch nur den geringsten Trieb zum Novellenschreiben verspüren, sofort zum Rennen fahren und daß sie im Zweifel immer lieber sich als die Literatur ruinieren sollen. Aber nicht dem produktiven Trebitsch, sondern dem Zerdeutscher Shaw's und Courteline's galt kurioser Weise die Begeisterung der Wiener journalistischen Freunde. Und nun folgt ihr leider die Berliner Ernüchterung auf dem Fuße. Im »Neuen Theater« ward Shaw's »Schlachtenlenker« aufgeführt, Herr Trebitsch, der das Stück aus dem Englischen in eine fremde Sprache übersetzt hat, reiste persönlich hin. Ein Ereignis von literarhistorischer Bedeutung. Da fuhr Fritz Mauthner im 'Berliner Tageblatt' dazwischen und schrieb: »Der irische Publizist Shaw, der seit Jahren von berufsmäßigen Entdeckern als eine neue Größe angepriesen wird, wurde uns in einer OFFENBAR UNZULÄNGLICHEN ÜBERSETZUNG von Siegfried Trebitsch vorgeführt« ... Ich glaube, die Bewegung verebbt langsam.

[Alphabetisches]

Alphabet. Im 'Deutschen Volksblatt' (Abendblatt vom 10. Februar) war von einer Dunkelheit im Gerichtssaal zu lesen, »die im INTERESSE DER BERICHTERSTATTER auch nicht durch das kleinste elektrische Flämmchen erhellt« wurde. Ja, die Herren vom 'Deutschen Volksblatt' WOLLEN eben die Finsternis!

[Conte Lippay.]

Ungläubiger.

»Aus Innsbruck wird telegraphiert: Papst Pius hat dem Erzherzog Eugen das Großkreuz des Christus—Ordens mit der Kriegsdekoration in Brillanten verliehen. Mit der Überreichung der Insignien und des Brevets dieser höchsten und seltensten Auszeichnung hat der Papst mit Beglaubigungsschreiben seinen Hofmaler, den geheimen Kämmerer Conte LIPPAY als außerordentlichen Abgesandten betraut. Derselbe ist gestern hier eingetroffen, und heute vormittags erfolgte die Übergabe der Auszeichnung. Zu Ehren des päpstlichen Ablegaten fand um 1 Uhr ein Hofdiner statt. Conte Lippay ist nach Salzburg abgereist, wo er morgen mittags Gast des Großherzogs von Toskana ist«.

Manchmal liest man in einer Zeitung und wähnt sich in einem Fiebertraum befangen. Die Lettern beginnen zu tanzen, kommen zu den unmöglichsten Verbindungen, und plötzlich liest man den Namen Lippay neben dem Namen Pius X. ... Nichts ist unmöglich. Täglich erwarte ich die Meldung, daß Herr

Sigmund Münz Kardinal geworden ist und der Erzbischof Kohn in die Redaktion der 'Neuen Freien Presse' eintritt. Der »Kunstsinn der Päpste« ist traditionell. Warum aber hat Papst Pius X. gerade Herrn Lippay auserkoren? Warum nicht den Zeichner des 'Extrablatt' oder des 'Interessanten'? Ich hab's nicht glauben wollen, als ich las, der Papst habe Lippay, in dessen Bild — nicht durch dessen Bild — er sich getroffen fühlte, geküßt. Oder ich hielt es für den Ausdruck verzeihender Gnade, die nichts persönlich nimmt. Aber siehe, Lippay stieg immer höher, ward geheimer Kämmerer, Conte und endlich Mittler zwischen Seiner Heiligkeit und dem österreichischen Erzherzog. Will man daraus auf die Unhaltbarkeit der Theorie schließen, daß die Juden es heutzutage zu nichts bringen können? Will man Vergleiche ziehen zwischen der Behandlung, die Herr Lippay im Vatikan erfährt, und jener, die er in Wiener Advokaturkanzleien erfuhr, da er die Abdrücke seines berühmten Bildes »Im Schwurgerichtssaal« an den Mann zu bringen suchte? ... Ein Fiebertraum! Und auch die Nuntiatur will's nicht glauben. Sie ist, so wird gemeldet, »überaus befremdet«, da die Überbringung des Christusordens durch eine Privatperson »aller diplomatischen Gepflogenheit widerspricht«, und hat sich auch an das Staatssekretariat des Papstes gewendet, um eine Aufklärung über den seltsamen Vorgang zu erhalten. Solange nicht eine amtliche Bestätigung aus Rom eingetroffen ist, »wird die Annahme des Ordens durch den Erzherzog in suspenso bleiben«. Blieb auch das Hofdiner, das Herrn Lippay zu Ehren gegeben wurde, in suspenso? Hoffentlich gelingt es der Nuntiatur, die den Vorfall darauf zurückführt, daß der Papst »mit den diplomatischen Formen noch nicht genau vertraut ist«, ihn also mit FEHLBARKEIT entschuldigt, den irregeleiteten Kunstsinn Pius X. in andere Bahnen zu lenken. Wenn erst der Papst darüber aufgeklärt ist, daß Herr Lippay nicht, wie er ihm erzählte, mit der päpstlichen Familie Rezzonico, sondern im Gegenteil mit der Familie Lipschitz verwandt ist, dann wird alles wieder gut werden und die Christenheit an dem Beispiel ihres Führers sich aufrichtend lernen, daß Gläubigkeit, nicht Leichtgläubigkeit ihre erste Pflicht ist.

Büchereinlauf.

- Bessemer Hermann, Der Mann mit dem Spiegel. Geschichte eines Niedergangs. Leipzig-Rudnitz. Magazin-Verlag, Jacques Hegner.
- Skřivana Karla, Potulný Zpěvák. Neutitschein. Verlag ‚Nový Život‘.
- Lucka Emil, Gaia, Das Leben der Erde. Eine Dichtung. Leipzig. Modernes Verlagsbureau Kurt Wigand.
- Lucka Emil, Sternennächte. Dichtungen. Leipzig. Modernes Verlagsbureau Kurt Wigand.
- Weichberger Konrad, Schorlemorle. Studentengedichte. Leipzig. Modernes Verlagsbureau Kurt Wigand.
- Hollitscher Dr. Jakob J., Friedrich Nietzsche. Darstellung und Kritik. (Mit einem Titelbild: M. Klein's Nietzsche-Statue.) Wien und Leipzig. Wilhelm Braumüller.
- Ein Österreicher, Militär und Zivil. Zeitgemäße Betrachtungen. Wien und Leipzig. Wilhelm Braumüller.
- Schwegel Dr. H., k. u. k. Vizekonsul in Chicago, Die Einwanderung in die Vereinigten Staaten von Amerika (Mit besonderer Rücksicht auf die öst.-ung. Auswanderung). Wien und Leipzig. Wilhelm Braumüller.
- Springer Rudolf, Die Krise des Dualismus und das Ende der Deákistischen Episode in der Geschichte der Habsburgischen Monarchie. Eine politische Skizze. Wien. Kommissionsverlag Franz Deuticke.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Iahoda & Siegel. Wien. III. Hintere Zollamtsstraße 3

